

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bilder vom Kriege. Von Fredrik Böök

[urn:nbn:de:bsz:31-336908](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336908)

och eigentlich nicht mit Furcht und Bittern, sondern derselbe verwandelte sich gewöhnlich in einen schönen Jüngling, in einen Prinzen oder Königssohn, der es absolut mit Frau haben wollte, und seinem Anna Marelli Himmel und Erde versprach.

Doch kein Kehler kam wieder. Aber nach vierzehn Tagen fuhr an einem schönen Nachmittag ein Wägelchen voraus, ein schöner Grauschimmel mit stolzem Geschir darob, ein großer, schöner Bursche darauf.

Ganz als wenn er da bekannt wäre, rief er einem Knechte: er solle kommen, und ihm das Ross abnehmen. Darauf kam er an die Thür, und als Anna Marelli ihm Abschied geben wollte, und ihm in die Augen sah, da wurde ihm fast g'schmeckt: der Kehler stand vor ihm, nicht als Prinz und nicht als Räuber, sondern als ein stiller Bauer. Und der Spitzbube lachte, und zeigte auch schönere weiße Zähne, als der Blaf hatte, und fragte spitzbübisch: „Gäll, ich bin wiederum da, du hast es dir verbieten mögen wie du wolltest.“ Und lachend reichte er ihm die Hand, und verschämt gab ihm Anna Marelli sie seine. Da, rasch sich umsehend und niemand gewahrend, sagte er ebenso rasch, gerade feinetwegen konnte er es werde wohl schon von ihm gehört haben, er sei der Nachbar, und hätte schon lange gern eine Bäuerin auf ihren Hof gehabt, aber nicht eine auf die neue Mode, sondern eine wie seine Mutter selig. Aber er hätte nicht ehucht, wie etne solche finden, da die Weitschene gar hümm sein und einem leicht Stroh für Heu verkaufen. Darum sei er als Kehler umhergezogen, hätte manches gesehen, er hätte es niemanden geglaubt, aber manchen Tag, ohne eine zu finden, die er nur vierzehn Tage hätte auf seinem Hofe haben mögen. Schon habe er die Sache aufgeben wollen, als er ihn gefunden und bei sich gesagt habe: die oder keine! Und jetzt sei er da und möchte ihn eschwind fragen: ob er seinem Alten etwas davon sagen dürfe. Da sagte Anna Marelli: Er sei einer, dem nicht

zu trauen, aber er solle hineinkommen, es sei soviel Rauch in der Küche. Und Joggeli mußte hinein ohne weitere Antwort. Indessen ging er nicht wieder hinaus, bis er eine Antwort hatte, und die muß nicht ungünstig gewesen sein; denn ehe ein Vierteljahr um war, ließ Joggeli verschänden mit Anna Marelli, und hat es nie bereut, und kriegte nie mehr eine Ohrfeige von ihm. Aber oft drohte es ihm mit einer, wenn er erzählte, wie Anna Marelli ihm die Hand nicht hatte geben wollen, und ihm gesagt, es möge nicht warten, bis es ihm den Rücken sehe, und wie es dann doch froh gewesen sei, ihm die Hand zu geben und sein Gesicht zu sehen. Wenn er dann hinzusetzte: er glaube, jetzt sehe es sein Gesicht lieber als den Rücken, so gab Anna Marelli ihm friedlich die Hand und sagte: „Du bist ein wüster Mann; aber reuig bin ich doch nie gewesen, daß ich dich wieder angesehen.“ Dann gab ihm wohl Joggeli sogar vor den Leuten einen Schmah, was doch auf dem Lande nicht die gesehen wird, und sagte: er glaube immer, er habe seine Frau seiner Mutter selig zu verdanken, die ihn gerade zu dieser geführt.

Und allemal, wenn Joggeli hörte, einer sei hineingerappelt und hätte einen Schuh voll herausgenommen, so lachte er, sah Anna Marelli an und sagte: „Wenn der hätte lernen Pfannen plähen und Kadellen besten, so wäre es ihm nicht so gegangen. Ja, ja! ein Marktgeschicht ist vom Hausgeschicht gerade so verschieden, wie ein Sonntags-Türsch etwa von einem Stuchi-Schurz, und wenn man dieses nicht gesehen hat, so weiß man gerade soviel von einem Weitschi, als man von einem Tier weiß, das man im Sack kauft: da weiß ja auch keiner, hat er ein Lämmlein oder ein Bäcklein.“

O wenn die Weitschene wüßten, daß jeden Augenblick ein solcher Kesselflicker über die Küchentür hereinsehen könnte, wäre auch am Werttag um manche besser Wetter, und sie täte manierlicher Fahr aus und ein und wäre gewaschen vormittag und nachmittag!

Bilder vom Kriege.

Von Fredrik Bööl*)

I.

In den Vogesen und dem Elfaß.

Auf dem Wege von Ranch nach den Vogesen kamen wir durch Gerbéviller, einen kleinen Marktstäden von 1500 Einwohner, einen jener Plätze, die am aller-Allermühsamsten vom Kriege heimgesucht worden sind. Der ganze Ort ist ein Trümmerhaufen. Was die Granaten nicht zerstören konnten, wurde ein Raub des Feuers. Die Deutschen behaupten, daß sie von den Einwohnern Gerbévillers beschossen worden seien, und die Franzosen behaupten, daß die Infanterieabteilung, die aus den Häusern Feuer gab, irgendwelche Hilfe durch Franktireurs gehabt habe. Man darf wohl glauben, daß die Rechtsfrage niemals auf eine zufriedenstellende Art wird gelöst werden können.

Während die Wogen der Entrüstung sich aneinander rechen und Weiße von beiden Seiten niederhageln, und einige von den unglücklichen Einwohnern des Marktstädens in aller Stille in ihre zerstörten Häuser zurückzuehrt. Sie wohnen in Erdlöchern und Kellern, die Glücklichen von ihnen in einer noch stehen gebliebenen

Barrierewohnung, die vom Brande geschwärzt oder von Granaten durchbohrt ist — die Böcher sind wie die Fenster mit halbverrosteten Brettern zugedeckt, die man von den Trümmerhaufen geholt hat. Es ist ergreifend, zwischen all den anderen Splittern die grauschwarzen Menschensplitter zu sehen, meist alte Frauen, die allein von verstreuten Familien übrig geblieben sind.

Unten an dem kleinen idyllischen Mühlendach, der früher den friedlichen Marktstäden mit seinem behaglichen Gemurmel erfüllt hat, liegen sie auf den Knien und waschen ihre grauen Fehen. Sie strecken die Köpfe aus ihren kleinen Läden vor, in denen sie Anstichtskarten mit Bildern von ihren zerstörten Häusern an die Touristen verkaufen — die letzte Hilfsquelle des Unglücks! Sie suchen unter Mörtel und Ziegelsteinen, zwischen den Blumenbeeten ihrer kleinen Gärten nach Schrapnellsplittern und Granaten, die nicht zersprungen sind, und stellen die entwaffneten Todfeinde in den Fensterrahmen mit Preiszetteln versehen auf: „10 Fr. für die großen (Mächtigkeit 21 cm), 5 Fr. für die kleinen. Garantie für echten Ursprung aus Gerbéviller!“ Wahrscheinlich werden sie von den wahrheitsuchenden Engländern und Amerikanern gekauft, die sie in ihren Salons aufstellen und als unwiderlegliche und greifbare Beweise dafür herzeigen, daß die Deutschen Hunnen sind.

Das aschgraue Gerbéviller, in dem mitten in der Zerstörung die ersten Lebensäußerungen der Gesellschaft, Reinigung, Handel und Wandel, sich aufs neue zu rühren begannen, erinnert an einen Baumsumpf, der unbarmherzig dem Erdboden gleich gemacht, aber von einem Kranz kleiner, zarter, hellgrüner Schößlinge umgeben ist.

*) Wir entnehmen die folgenden Skizzen den beiden ausgezeichneten Werken, die der schwedische Schriftsteller Fredrik Bööl unter dem Titel „Im französischen Kampfgebiete“ (Verlag von G. S. Müller & Sohn, Berlin, Preis M. 1.50) und „Im besetzten Polen“ (Verlag von G. S. Müller & Sohn, München, Preis M. 2.—) über seine Reisen durch die Welt und Ostfront (auf ersterer als Gast der französischen, auf der letzteren als solcher der deutschen obersten Heeresleitung) hat erscheinen lassen. Die Schilderungen gehören zum Besten, was über den Krieg geschrieben worden ist, und stehen nach Form und Inhalt so hoch über dem Durchschnitt der morgängigen Kriegsliteratur, daß ihre Aufnahme in den Kalenderwert sich vollumfänglich rechtfertigt.

Es nützt nicht, aber es ist eine Kundgebung. Die demütige Geduld des Lebens gegenüber allen Tieben und Schlägen der Vergänglichkeit ist grenzenlos.

In einer kleinen Stadt in den Vogesen, auf deren Namen die französischen Militärbehörden aus für mich unbekanntem Gründen eifersüchtig sind, sah ich das Wehmütigste von allem, an das ich mich aus Frankreich erinnern kann: die Landsturmbatalione auf dem Marsch zu den Laufgräben. Nichts kann mir ferner liegen, als daß ich im geringsten etwas Böses über die prächtigen und mutigen Territorialtruppen sagen möchte, die ich in der kleinen Stadt an mir vorbeidestrieren sah! Man merkte ihnen genau an, daß sie mit festen und entschlossenen Schritten nach den Schützengräben zogen. Sicher waren sie mehr als einmal dorthin gegangen und von dort ein wenig verringert zurückgekehrt, um durch Exerzieren und Marschübungen aufs neue formiert zu werden. Es waren vielleicht nicht viele unter ihnen, die, wenn es ihnen freigestanden hätte, Weihnachten wo anders hätten zubringen wollen, als in den wohlbekanntem Erdhöhlen. Aber trotzdem, trotzdem! Ich werde nie die Viertelstunde vergessen, während der ich entblößten Hauptes im Schneewetter auf der Hotelterrasse stand und ein paar tausend Alpenjäger im Parademarsch vorbeiziehen sah.

Vielleicht war es der Segenssaal im Speisesaal, in dem wir bei unserem frühlichen Frühstück zusammen mit dem lebenswürdigen, impulsiven, jugendlich lebhaften General V. gefessen hatten. Mit seinem großen Schnurrbart, seiner ritterlichen Kopfhaltung, seinen lässigen, schwingenden Bewegungen, seiner lachenden Stimme und den blitzenden, aber im Grunde guten Augen ist General V. ein ausgezeichnete Vertreter des altbekanntem französischen Offizierstypus, der jetzt schon unmodern geworden ist und „empanaché“ genannt wird. Aber mitten in dem frühlichen Stimmengewirr hört man plötzlich die Pfeifen und Trommeln der Regimentsmusik und den Schritt marschierender Truppen, und wie wir hinaus auf die Treppe stürzen, ziehen in einem langen Zug die Territorialkompagnien an ihrem General vorbei. Und mit einem Schlags ist man von einer anderen Stimmung ergriffen, die bitter, kalt und grau ist wie das Winterwetter über der kleinen Stadt.

Es sind vierzigjährige, gereifte Männer mit zerfurchten Gesichtern und stillen, schweren Augen, die auf dem Wege zu den Schützengräben der ersten Linie vorbeizuwandern. Ihre Bärte sind ergraut, ihre Rücken haben sich über dem Spaten oder dem Arbeitstisch gekrümmt. Sie gehen mit festen und gleichmäßigen Schritten, aber es atmt nichts in diesem Rhythmus, das zu dem spielenden Liebermut der Flöten oder dem hartmarkierten Kraftüberfluß der Trommeln paßt. Es sind entschlossene Männer, die ihre Pflicht tun, aber wenn man sie sieht, empfindet man es als etwas Empfindendes, daß diese Pflicht von ihnen gefordert wird, der Krieg: zu töten und zu sterben, sein Leben wie Blunder wegzuworfen, in einem rasenden Rausch von Opferfreude vorzugehen.

Das einzige, das einen veröhnenden Schimmer auf diese Ungeheuerlichkeit werfen kann, ist doch die Jugend, die elastische, federnde Kraft, die es genießt, wenn sie den Energieüberschuß verschwenden darf, das sorglose Freiheitsgefühl, das mit vollen Händen seine rosenroten Träume und strahlenden Illusionen fortstreckt.

Aber diese hier, die sind schon ernüchert, sie haben schon die Enttäuschungen und Demütigungen des Lebens erprobt, sie sind in Mühen ergraut und von Kümmeris verzehrt, sie haben gefühlt, wie die Kräfte in den Plagen des Alltags ebbten. Sie erwarten nicht länger, den großen Schatz zu finden, sie träumen nicht weiter von Ruhm, Glück und Genuß, sie wissen, daß ihre Frauen sie betrogen haben, daß sie nie befördert werden, daß der Weinberg, nach dem sie 20 Jahre lang gestrebt haben, zu teuer für sie ist, und daß ihre Kinder denselben schweren und

steinigten Weg durch das Leben wandern werden wie sie selbst.

Alles, was sie begehrt, war, in Frieden alt zu werden, Sonntags im Sonnenschein auf dem Marktplatz des Dorfes sitzen zu können und nach einem unruhigen Tag die lieben Häupter um die Suppenschüssel versammelt zu sehen. Gewiß, das Leben ist ihnen nicht lieber, wie den Jungen, vielleicht im Gegenteil, aber sie können es nicht mit stolzem Jubel in die Wagschale werfen. Denn ist es nicht so, daß man, je heißer und stärker man den Puls des Lebens in seinem Herzen pochen fühlt, desto mehr Kraft verspürt, den Tod und alles, was des Todes ist, zu besiegen?

Vielleicht bedingt das feste, auf der einen Seite herabfallende Barett der Alpenjäger diesen Eindruck: es gehört zu glänzenden Locken und nicht zu gelicheten und aschgrauen Scheiteln. Aber in diesem Augenblick wandern die gereiften Männer, die vom Leben geprüft und gemarkt sind, in ganz Europa ihren stummen, mutigen, pflichtbewußten Weg zum Schützengraben und Schlachtfeld hin, während die Schneeflocken des Winters über den Ebenen, Wäldern und Bergen schweben. Man starrt in Gedanken auf den endlosen Zug mit franten und bitteren Sorgen, und die Flöten und Trommeln klingen wie ein höhnischer und düsterer Scherz. Ich sehe sogar in den offenen und tapferen Hügen des Generals V. einen Schatten, eine Bewegung — und dennoch lächelt er, als ich verwirrt, ergriffen und gepocht einige wohlgeleitete und ehrliche Worte über „la belle tenue des territoriaux“ stamme. Er hat ein schönes Lächeln, und mit einem Blick verstehen wir einander — ohne ein Wort. Aber drinnen in den Gläsern auf dem großen Tisch ist der Champagner schal geworden und hat seinen Geschmack verloren.

In der Gegend von Van-de-Sapt besuchen wir die erste Linie der Schützengräben.

Die Automobile winden sich an den waldbedeckten Vogesenshöhen hinauf. Eine außerordentlich üppige Vegetation bedeckt diese großen, schöngeböhten Hügel, Anhöhen und Berge. Der Schnee liegt tief zwischen den Baumstämmen. Ich habe selten üppigere und höhere Wälder gesehen. Es sind glänzende Silberannenen (Abies alba) mit großen kräftigen Nadeln, die auf der unteren Seite grauweiß sind, aber der Wald ist mit Buchen vermischt, deren braunes Laub von den feierlichen, schneebedeckten Tannenpyramiden abfällt. In diesen Wäldern streifen noch Rudel von Kron- und Damhirschen umher, obwohl sie von den Weideplätzen der Täler nicht zu hoch hinauf steigen, Luchse verborgen sich in den Vogengängen der Zweige, und das Wildschweinhaut in den Klüften und Windschlägen.

Es geht auf und ab: wenn wir über die Höhenkämme steigen, schrumpfen die Bäume zusammen und die Buchen bekommen jene eigenartige Birnienform, die ich von den Klüften in Skane her kenne; wenn wir an den Abhängen der Berge entlang eilen, höre ich die Bäche rauschen und sehe schwarzgrüne, moosbewachsene Mühlen und Sägewerke, während uns der Harzduft von frischgesägten Stämmen und Bohlen entgegen schlägt. Man wäre fast verlockt, sich in den grünen Schatten der Waldmystik, in romantische Träume von „Waldeinsamkeit“ zu versenken, man fühlt sich umgeben von der Luft der Volkssagen, von Märlern und Wasserschänen, von Waldnymphen und Jägern, aber plötzlich wird man von einem dumpfen und fernem Knall aufgeweckt, von einem schreienden Laut, der durch die Täler widerhallt, und von einer Detonation in unserer Nähe: das ist eine deutsche Granate, die ihren hochgeschwungenen Weg über die Waldhügel der Vogesen beschrieben hat.

Aber es macht nichts; kein Hinüber- und Herüber schießen kann verhindern, daß mich die Weihnachtstimmung überkommt. Es ist eine allen wohlbekanntem Erfahrungstatsache, daß sie sich im Zusammenhang mit einer

gewissen Art von großen, feuchten, sacht herabsinkenden Schneeflocken einstellt, wenn alles still und weich und federlich wird, sowohl in uns, wie um uns. Es muß windstill in der Luft sein. Und am Nachmittag des 26. November schneite es über den Vogesen bei Van-de-Sapt Weihnachtssterne in dichten Flocken herab, und in den grauen Militärautomobilen wurde es einem zumute, als sei man auf dem Wege nach dem Weihnachtsgottesdienst und nicht nach den Schützengräben.

Die Stimmung umfängt mich noch, während ich aus dem Automobil steige und in den tiefen Schnee hinabsinke. Auf einem hartgetretenen Waldsteg werden wir auf einen Berg oder besser gesagt auf eine große Anhöhe geführt: Der eine Abhang, den wir jetzt besteigen, liegt friedlich geschützt da, aber die entgegengesetzte Seite wird von der Frontlinie durchschnitten, sie bildet den Strand gegen die Brandung des Krieges. Im vorigen Winter war der ganze Hügel in den Händen der Deutschen, aber gerade an diesem Punkt wurden die französischen Linien am 13. Juli um einige hundert Meter vorgeschoben. General Joffre hat darum auch das Zeichen der Ehrenlegion an die Fahne des 12ten Regiments geheftet; diese feierliche Szene ist in Photographien festgehalten, die uns der Oberst mit berechtigtem Stolz vorzeigt und als Erinnerung an den Besuch überreicht.

Derjenige, der den Befehl auf dieser Waldhöhe führt, ist ein neuernannter und neudekorierter Hauptmann, ein junger Mann von 26 Jahren, der vor dem Kriege Kaufmann war und sich äußerst bescheiden und zukunftslos zeigt, als wäre er gewissermaßen noch über seine Auszeichnung erstaunt. Man merkt ihm an, daß er sich über den Besuch freut, daß er sich freut, seine Vorgesetzten, General V. und Oberst B., zu treffen und eine Zeitlang mit Stabsoffizieren und anderen Kameraden sprechen zu können, daß er sich freut, neue, zivile und fremde Gesichter zu sehen. Er kennt Schweden beinahe, denn er ist auf seinen Geschäftsreisen in Kopenhagen gewesen, wie er uns erzählt, während er mit seinen gewaltigen Schneeschuhen den Boden stampft. Wir folgen ihm auf dem Waldsteg, der bald in einen Laufgraben, in ein „boyau“ übergeht. Dieser Laufgraben war früher einmal boche und er steht noch immer in unmittelbarer Verbindung mit den deutschen Stellungen. Als wir an einer Wegscheide stehen, deutet der Hauptmann nach rechts und sagt mit unfreiwillig gesenkter Stimme: „Geht man auf diesem Weg fünfzig Schritte weiter, so ist man bei les hoches.“

Wir gehen nach links. — Nach ein paar Minuten sind wir vorn in den Schützengräben. Sie sind leer. Die Soldaten sind unten in ihren abris, in den Schutzräumen und Erdlöchern, wo sie sich zu wärmen suchen, indem sie sich zusammendrängen, ungefähr wie sich die Schlangen in ihren Erdlöchern während des Winters zusammenringeln. Nur die Ausguckposten stehen in ihren kleinen Balkons und frieren; sie schlagen die Arme zusammen, aber ganz ohne Geräusch. Hier ist's so still; man flüstert Fragen und Antworten. Die Deutschen befinden sich in 80 Meter Abstand. Aber kein überunpelteter Anfall ist ohne Artilleriebeschlebung und Gewehrfeuer möglich, denn diese Stellung ist wie alle anderen auf beiden Flügeln durch Maschinengewehrposten flankiert, die die Angreifer im schlimmsten Falle am Stacheldrahtverbau unmittelbar vor dem Schützengraben nieder-mähen würden.

Es sind hier keine gewöhnlichen Stacheldrahtverbäue, bei denen der Draht über die Pfähle gespannt ist — solche können im feindlichen Feuer nicht aufgerichtet werden — nein, es sind sogenannte chevaux de frise, Spanische Reiter: große Gehwinde, die miteinander durch Stacheldraht verbunden sind, in den Schützengräben zu-rechtgemacht und dann bei Nachtzeit über den Wall hin-ausgeworfen werden.

Die Abenddämmerung hat begonnen; es ist so still und friedlich, man hört nur das Brummen der Kanonen

in Lothringen; aber es ist so fern und unwirklich, daß es gar nichts Erschreckendes an sich hat. Der berechtigte Anspruch, mit eigenen Augen den deutschen Schützengraben unmittelbar gegenüber zu sehen, muß erfüllt werden. Man wird an eine passende Stelle gewiesen: „Steigen Sie auf diesen Stein und schauen Sie in dieser Richtung — aber bleiben Sie nicht zu lange stehen!“

Ich steige folgsam hinauf und rede den Hals über den Rand des Schützengrabens. Was sehe ich? Eine öde Winterlandschaft mit schneebedeckten Feldern, durch-schnitten, aber nicht mit Wald bewachsen. Zu meinen Füßen stürzt das Tal jäh hinab, und um seinen Grund zu sehen, müßte ich auf den Wall selbst steigen; ohne größere Schwierigkeit gelingt es mir, meine Neugierde zu zähmen. Auf der Höhe gegenüber liegen einige graue, zerfallene Häuser, die von zerstörten Gärten umgeben sind, und ganz oben erhebt eine kleine, armeneliche und einfache Landkirche ihren zertrümmerten Turm gegen den blaugrauen Schneehimmel.

Ein Stück weiter nach unten am Abhang unterscheide ich etwas wie eine Linie im Gelände und davor ein wirres Gerümpel — das sind die chevaux de frise der Deutschen. In der Erde dahinter liegen les hoches. Die Schneeflocken fallen, die Dämmerung wird immer grauer, alles ist so still, ich glaube, ihre Herzen schlagen zu hören — oder ist es mein eigenes? Woran denken sie? Ist auch in ihre Schützengräben die Weihnachtsstimmung eingedrungen? In einem Monat wird unten in ihren Erd-löchern der Christbaum mit Blitter und gefärbten Lichtern und einem Bethlehemstern an der Spitze brennen, und Stimmen, die etwas heiser und erlaltet und vielleicht nicht immer so sicher sind, werden Weihnachtslieder sing-en: „Stille Nacht, heilige Nacht“ und „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“, Klänge, die mit heiligen Kindheits-erinnerungen an das schwe-dische Weihnachten verknüpft sind . . .

Jemand zieht mich am Rock, und ich steige hinunter, der Sekunden sind zu viele geworden. Es ist, als ob man aus einem Traum aufwache: Soeben war ich bei meinen Brüdern, den Hoches, wie ich sie zu nennen liebe, jetzt bin ich bei meinen französischen Freunden. Zwischen beiden liegen 80 Meter, die ich mit einigen Sprüngen zurücklegen könnte, wenn nicht der Abgrund da wäre, der unsichtbare und bodenlose.

Jetzt, da ich diese Zeilen aufs Papier bringe, ist ein Monat vergangen, und Weihnachten klopft an die Türen der französischen und deutschen Schützengräben in den uralten Grenzmarken, wo sich die Wellen des Volks-meeres ein Jahrtausend lang vor- und zurückgewälzt haben, wo germanische und romanische Kultur abwech-selnd in verbittertem Kampf ihre Wurzeln um jede Scholle des Bodens, jedes Walddorf, jedes Haus auf der Ebene, jede Seele in den Heimen geschlungen haben. Meine Gedanken gehen zu meinen deutschen Brüdern und meinen französischen Freunden, die mit einem Ab-grund von 80 Metern zwischen sich auf die gleichen Sterne desselben Himmels starren, und ich erinnere mich an ein altes wunderliches Lied, das voll von stillem Weinen und zager Ergebung ist, ein Lied, in dem ein seltsames Echo aus meiner und der Meinen Kindheit schwingt und dessen klagende Melodie ich nie ohne Nührung hören konnte. Es ist ein Lied vom harten, bitteren Schicksal und warmen, weichen Herzen und es handelt von Str a s- b u r g, dem alten Elsäßer Straßburg, das zwei Jahr-hunderte lang französisch war:

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt.

Jetzt weint man nicht mehr wie im Liede um ver-lorene Söhne, die in Rauch und Verwirrung sich haben anwerben lassen, jetzt weint man um Söhne und Väter, die mit offenen Augen und mutigen Herzen ihre Pflicht bejahen, aber noch klagen die Menschen in hilfloser Not über das Unentrinnbare, Rätselhafte, Unerbittliche, das

ihre Lieben wegruft, damit sie in „weiter, breiter Welt“ sterben, und immer wiederholen wir die ratlosen Worte:

Es kann nicht anders sein,
Zu Straßburg, ja zu Straßburg
Soldaten müssen sein.

Es ist auf jeden Fall ein merkwürdiger Gedanke, daß man ganz auf gut Glück hin unten an der Schweizer Grenze südlich von Belfort einen boyau, einen Verbindungsgang, wählen und dann durch ein Netz von Laufgräben und unterirdischen Gängen wandern kann, bis man am Englischen Kanal wieder ans Licht kommt. Die Ueberleitung hierbei ist wenigstens sehr unbedeutend, denn Fachleute haben mir versichert, es komme sehr selten vor, daß man gezwungen ist, sich auf offenes Gelände zu begeben.

Der Krieg hat eine zusammenhängende Stadt gebaut, eine Stadt von seltsam langgestreckter Gestalt, aber mit Quartieren und Avenues, schmalen Straßen und Gassen, mit elektrischer Straßenbeleuchtung an vielen Stellen, mit Kuffen und Kloaken, ganz wie eine richtige Stadt. Und wohl zu merken, es ist eine Millionenstadt mit einer ungeheuren Anzahl von Theatern und Zeitungen. Welchen Namen soll man ihr geben? Die Soldaten haben schon einen gefunden und ihn als Titel auf eine ihrer Zeitungen gesetzt: Tranchéesville, die Stadt der Laufgräben. Aber das Eigentümlichste an dieser Riesengasse Tranchéesville ist, daß ihr eine Schwesterstadt gegenüber liegt, wie Buda gegenüber von Pest liegt und New York gegenüber von Brooklyn. Jede von den beiden Städten wird für sich regiert und verwaltet, wenn auch nach gleichen Grundsätzen, aber zusammen bilden sie eine Weltstadt, die gerade so groß wie London ist, aber nur aus lauter Männern besteht.

Wie schon erwähnt, habe ich in der Gegend von Vandœuvre ein Quartier von Tranchéesville besucht. Der Waldhügel war unterwühlt und durchgraben wie ein Maulwurfsbühl, und unten in den dunklen Löchern sah man beim Licht einer einsamen Lampe Hunderte von Soldaten zusammengedrängt. Einige streckten sich faul auf ihren Bagern aus, andere kamen neugierig an die Straßenecke vor, um die Fremden zu besichtigen und Gewißheit darüber zu erlangen, ob sie unsichtbar genug waren, Zigaretten mitzunehmen.

Anderer wieder sammelten die Speisenbehälter, um sich nach der Rückseite des Hügelns auf verschlungenen Wegen zu begeben, wo die rollenden Rädchen (cuisines roulantes) sich in der Dämmerung mit der warmen Suppe, den Fleischstücken und den dampfenden Kartoffeln vorgelegt haben. Hier ist Leben und Bewegung auf dem kleinen Waldwege, keiner kümmert sich darum, daß der eine oder der andere Kanonenschuß erdröhnt oder daß die Gewehre einen Augenblick knallen und wie Pfeilschnecken pfeifen — ein paar Schüsse, die die Sachkundigen mit unserem Besuch im Schützengraben und der dadurch hervorgerufenen Unruhe in Verbindung bringen.

Wie ist es diesen Soldaten in den Schützengräben der ersten Linie zuzumute? Die Frage ist schwer zu beantworten für einen, der sich nicht brüsket, daß er mit seinem Blick Herz und Nieren durchschauen kann. Alles, was man sagen kann, ist, daß man sich von einer vollkommenen Ruhe, von einer vollkommen entsagenden und manchmal sogar heiteren Stimmung umgeben fühlt. Freundliche, mitunter etwas fragende und forschende Blicke begegnen uns während der Gespräche aus den mehr oder weniger härtigen Gesichtern. Es ist einem, als sei man unter Männern, die eine Befriedigung darin finden, ihre Pflicht zu tun.

Als wir uns in der unterirdischen Stadt befanden, fragte mich Oberst V., ob ich Lust habe, eine Woche hier zu bleiben, und ich konnte mit gutem Gewissen und klarer Stimme antworten, daß ich große Lust habe. „Nun aber ein ganzes Jahr?“ — Ich sah, wie das Lächeln langsam aus den Soldatengesichtern ringsumher wich, und der

eine oder andere wendete sich nach dem Schatten in dem unsicher erleuchteten Gang. Ein Jahr. Ihre Gedanken gehen wohl zurück zu dem verlorenen Paradies oder suchen eine unsichere und ferne Zukunft — welcher endloser Ausblick, in diese gewundenen Tunneln hineinzufließen, wie es trübe hier drinnen wurde, wie die Luft drückend und schwül erschien! Ich suche in Gedanken nach einer ablenkenden Antwort, und in den Sekunden, in denen ich zaudere, wird die Stille um unsere kleine Gruppe immer schwerer, bis ich verzweifelt ausrufe: „Ebenso gern, wie ich Kondukteur bei der Métro in Paris sein wollte, denn ich finde, das ist ungefähr dasselbe.“ In dem Lächeln und Lachen, das darauf folgt, glaube ich eine gewisse Dankbarkeit fühlen zu können, einen Atemzug der Erleichterung. Oder habe ich mir alles eingebildet — oder nur ich hier umher mit meinen empfindlichen, zivilen Nerven?

Wir besuchen ein kleines Blockhaus am Abhang, in dem die bestographierte Zeitung des Regiments „Le poilu marmite“ (marmite = bombardiert) ihre Redaktion hat. Der Hauptredakteur überreicht unter militärischer Ehrenbezeugung dem General V. die letzte Nummer und beklagt, daß der Oberadministrator nicht da sei. Der väterlich wohlwollende General überreicht mit einem guten Lächeln unter seinem buschigen Schnurrbart ein kleines „mensualité“, das zu den unschuldigsten gehören dürfte, die eine französische Zeitung jemals entgegenommen hat. Ich habe auf jeden Fall das Gefühl, daß es kein undankbares Geschäft ist, Redakteur eines Witzblattes in den Schützengräben zu sein. Wird man vielleicht nicht oft durch einen Atemzug der Erleichterung belohnt, so wie ich ihn kürzlich in der unterirdischen Stadt zu hören glaubte?

Wir steigen in die Automobile, und ich denke an die Stadt Tranchéesville. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts graben wir Höhlen in die Erde und verwandeln uns wie in der Nacht der Urzeit zu Grottenmenschen. Laten nicht die Legionen Julius Cäsars dasselbe, als es galt, Ariovist und Bercingetorix gegenüber standzuhalten? Es schwebt mir etwas Nehrliches aus meinen Schulstunden von De bello gallico vor. Alles lehrt wieder: abermals stehen helmbewaffnete Männer in den Gräben in Gallien hinter ihren Schildern, der einzige Unterschied ist, daß sie unter den Helmtempeln die Hörrohre der Telephone zurechtrücken und hier und da Kontakte für elektrische Lampen umdrehen.

Von der Zeitungsredaktion geht es hinunter zum Theater. Dieses ist in einer Scheune eines kleinen Dorfes untergebracht, das zwei Kilometer hinter der Frontlinie liegt und in das jeden Tag hin und wieder eine Granate einschlägt — erst heute früh ist ein Mensch verwundet worden. Als wir antommen, ist die Vorstellung schon im Gang, und ein vollzähliges Publikum ist im Dunkel unsichtbar. Es ist ein Guignoltheater. Die Bühne stellt die Vogesenhöhen vor, also das Schlachtfeld, das wir eben erst verlassen haben, und sie geht über in eine Karte des Gebietes, in der die Schützengräben und Spanischen Reiter sorgfältig eingezeichnet sind und die Höhe Nr. x an ihrem richtigen Platze liegt.

Die Marionetten tragen Uniformen, und einige von ihnen sind Deutsche — diese bekommen ordentlich Heide, so daß man die Holzschläge hört, sie fallen auf die Knie und betteln unter einem Tränenstrom um Gnade. Hier wie überall ist das Theater eine Mischung aus den Erinnerungen des Tages und den heimlichen Träumen der Nacht, aus bitterer Wirklichkeit und lieblicher Phantastik. Während die Holzstöcke mit jener munteren Brutalität aneinander poltern, die das innerste Wesen des Marionettentheaters ist und dieses aus irgend einem geheimnisvollen Grunde zum Gegenstand des Entzückens für die Kinder gemacht hat, während die Lachsalben dröhnen, hört man von draußen die Soixante-quinze einschlagen — es sind die letzten Schüsse vor der Nacht, das Abendgebet der Kanonen.

Das Programm ist reichhaltig: Ein fünfzigjähriger
 Verantwortung von einem Arzt, dessen Uniform mit dem
 einen Band der Palmes académiques geschmückt ist, er-
 zählt eine Geschichte, die mit wilder Satire das Ordens-
 wesen und ganz besonders — die akademischen Palmen
 lächerlich macht! Das demokratische Frankreich ist wohl
 als einziger Land, in dem der Ordenshumbag eine solche
 Ausdehnung angenommen hat, daß die Soldaten aus den
 Schützengräben mit vollem Hals über Ordensgeschichten
 reden können. Ein Sänger trägt ein Lied vor, das sehr
 alte Tendenzen in jener Richtung aufweist, die die
 Franzosen mit einem gewissen Stolz la bonne vieille
 als gauloiserie de notre race zu nennen pflegen, und das
 ganze Publikum, General B. mit eingeschlossen, stimmt in
 ein Refrain ein, der ungefähr so lautet:

O viens, je t'aime
 Mon p'tit rat, d'un amour extrême!

Spät abends sind wir nach einer Fahrt von 70 Kilo-
 metern in L., einer kleinen Stadt in den Vogesen, wo
 General de Villaret, der Höchstkommandierende der süd-
 lichen französischen Armee, sein Hauptquartier hat. Wir
 haben unser verspätetes Mittagmahl bei dem General
 n, der die Freundlichkeit hatte, auf uns zu warten. Eine
 gemüthliche Stimmung liegt über der Erinnerung an
 einen Abend bei einem der großen militärischen Chefs,
 die die Verantwortung für Frankreichs Schicksal tragen.
 In seiner Residenz herrscht eine unbeschreibliche Stille,
 eine vornehme, beherrschte Ruhe, die offenbar ihre Quelle
 der besten aristokratischen Persönlichkeit des Ge-
 nerals hat.

Er macht nicht den Eindruck eines Soldaten in des
 vollen überlieferter Bedeutung. Ober den eines Mannes
 r Wissenschaft, eines Gelehrten. Sein ganzes Wesen,
 eine durch mühsamste Klarheit und Vornehmheit ge-
 garten Worte verraten eine Art von Bescheidenheit, von
 dem und klarem Nachdenken. Das ist ein militärischer
 unter, ein militärischer Mathematiker, sage ich mir die
 nze Zeit; aber es gibt eine einzige Kleinigkeit, die
 auf hinweist, daß sein Beruf ihn nicht an den
 freitötlich bindet, daß er nicht der Mann reiner Theorie
 Es ist die tiefe rote, beinahe geheimnisvolle Narbe
 der Stirn — man kann ihren beschatteten Grund nicht
 sehen, und der Blick wird, ohne es zu wissen, in den
 rater hineingezogen.

General de Villaret beabsichtigte zusammen mit General
 Maunoury einen Schützengraben bei Soissons, als ein
 uscher Schwartschütze, der wohl in dem Ausguckloch einen
 mllen Schatten sah oder besser ahnte, einen Schuß in
 e Öffnung abzugeben vermochte. Wahrscheinlich sind
 die Wunden seines Meisterschusses nie klar gewor-
 n: General Maunoury wurde die Nasenwurzel durch-
 ossen, und er verlor auf dem einen Auge ganz, auf dem
 anderen teilweise das Augenlicht; die Kugel flog weiter
 d drang durch das Stirnbein in den Kopf des Gene-
 rals Villaret. Glücklicherweise kamen beide sofort in die
 ehandlung eines ausgezeichneten Chirurgen, und ihr
 ben wurde gerettet, das Villarets durch eine glücklich
 rchgeführte Trepanierung. General Maunoury ist
 genwärtig Kommandant von Paris, de Villaret ist nach
 iner Genesung zum Armeechef befördert worden. Auf
 iner Stirn glüht die tiefe, gleichsam hodenlose Narbe
 s ein stetes Zeugnis dafür, daß der Krieg nicht nur
 igeubung und Opferfreude, heroische Tat und reiner
 änterter Wille ist, sondern auch böser Zufall, stinlose
 raufamkeit, Blut und Wunden. Eine Sekunde lang ist
 mir, als sei das edelgeformte Haupt des Generals,
 s von Gedanken und Mühen durchsücht, von einem
 ligen Feuer durchleuchtet und von Zerstörung gezei-
 ht ist, ein Sinnbild des modernen Krieges, ein Symbol
 u seiner Intellektualität und Moralität, von seiner
 röße und seinem Glend.

Die Straßen sind von Schnee bedeckt, als wir in der
 acht in unser tödlich primitives Hotel zurückkehren, das

eine vortreffliche Erläuterung zu der eigentümlichen Rück-
 ständigkeit bildet, die alles provinziale Leben in Frank-
 reich auszeichnet. Am Morgen darauf sind 16° Kälte,
 die Automobile sind eingefroren und müssen eine ziem-
 liche Zeitslang gezogen werden, bevor sie wieder brauch-
 bar sind. Die Verzögerung ist um so bedauerlicher,
 als heute eine Hundsfahrt in dem wiedereroberten süd-
 westlichen Zipfel des Elsaß auf unserem Programm steht.
 Die Zeit ist knapp, und unsere Fahrt geht in einer be-
 schleunigten Eile. Es ist nicht leicht, die Eindrücke richtig
 in der Ordnung zu halten, um so mehr, als die Militär-
 behörden zur Bedingung gestellt haben, daß in der Schild-
 erung kein einziger geographischer Name vorkommen
 darf.

Ich verließ also die Stadt X. in den Vogesen, fuhr
 über die französisch-deutsche Grenze, wo die Acker nieder-
 gerissen sind, und kam in den Orten Y. und Z. an. Ich
 befinde mich im alten Elsaß. Die altertümlichen
 Fachwerkhäuser mit ihren vorspringenden Giebeln, ihren
 zierlichen Fensterscheiben und langen, mit geschmücktem
 Holzwerk geschmückten Seitenläuben zeugen sogleich da-
 für, daß wir in neues Kulturgebiet gekommen sind. Ein
 Nordländer hat unmittelbar das Gefühl, unter dem
 Himmelstrich seiner Heimat zu sein, wo alles einen An-
 strich von Vertraulichkeit bekommt.

In diesen Dörfern, die wir jetzt durchreifen, geben die
 Kinder am Ostersonntagmorgen umher und zeigen ein-
 ander ihre bunten Ostereier, genau auf die gleiche Art,
 wie Vater und Tante es dabei auf dem Bauernhof
 meines Großvaters auf Söderflätt taten. Hier wird der
 Maibaum aufgerichtet, der mit Grün umwunden und mit
 Gierschalen und bunten Bändern geschmückt ist. Hier wan-
 dern die Sternknaben an den Heiligen drei Königen mit
 ihrer Papierlaterne von Hof zu Hof und singen ihr Lied
 von den heiligen drei Königen, und das Lied ist verwandt
 mit dem, das ich auf den Knien meines Vaters gehört
 habe, als ich noch ein kleiner Knirps war.

Der elsfässische Stamm hat bedeutende Beiträge zur
 französischen Kultur geliefert, nicht zum mindesten auf
 militärischem Gebiet. Unter den Generalen Napoleons
 gibt es vier Elsfässer: Kleber, Kellermann, Napp, Le-
 febbre. Der letzte ist als der Mann Madame Sans-Gènes
 am meisten bekannt — der französische Generalstab kann
 sagen, was er will, ich kann nicht umhin zu verraten, daß
 ich durch den kleinen Marktstücken fuhr, in dem sowohl sie
 wie ihr Mann geboren sind, und daß die alten Häuser
 noch immer ihren prachtvollen Giebel der Landstraße zu-
 kehren, auf der die künftige Herzogin von Danzig einst
 in kurzen Röcken umhersprang, ohne an unbecommene
 Schleißen und Hofzeremonien zu denken.

Hier liefen jetzt andere blondhaarige Mädchen genau
 so sorglos und lachend, wie zur Zeit der Revolutions-
 kriege herum. Man ist trotz allem erstaunt, wenn man
 sieht, wie das Alltagsleben in diesen Gebieten, die doch
 nur einige Kilometer hinter der Front liegen, seinen
 ruhigen Gang geht. Wir hielten in der Stadt Y. an, die
 wegen ihrer schönen Kirche berühmt ist: Ungefähr jeden
 Tag schlägt hier eine Granate nieder. Eine Stunde,
 bevor wir kamen, war eine auf die Brücke gefallen und
 hatte einen Menschen getötet.

So ist es jetzt beinahe ein Jahr lang gewesen, aber
 die Stadt hat sich den neuen und etwas härteren Lebens-
 bedingungen vollkommen angepaßt. Die Läden sind offen,
 die Bauern fahren an zwei Tagen in der Woche mit
 ihren Waren zum Markt hinein, die Kinder spielen in
 lärmenden Scharen auf den Straßen — aber manchmal
 wird ein Spielfamerad von einem anderen als von der
 Mutter plötzlich fortgerufen und kommt nie mehr wieder.
 Niemand scheint im geringsten mehr daran zu denken.
 Wie gesagt, erst erstaunt man, aber je länger man darüber
 nachgrübelt, desto natürlicher, desto richtiger findet man
 es. Haben wir Menschen den Tod nicht in jedem Augen-
 blick über uns, kann er uns nicht an jeder Straßenecke,
 im blauen Eis, in jedem Atemzug, den wir tun, über-

raschen? Sind wir nicht von Natur zu dem kurzfristigen und sorgenlosen Leichtsinn eingerichtet, der im Grunde die einzige wirkliche Weisheit ist? Müssen nicht alle Mütter mit Sorgen und Seufzern die heilsame Lehre erwerben, daß sie nicht in jeder Sekunde für das Leben ihrer Lieben zittern dürfen? Welch elende, leere und verächtliche Gabe wäre das Leben, wenn es nicht mit dem Vergessen des Todes verbunden wäre!

In der Tat, die Papierhändlerin in V., die in ergebungsvoller Ruhe in ihrem kleinen Laden ihre grauen Strümpfe strickt und nur hier und da durch die Glastür einen Blick nach der kleinen Blanche wirft, die um die Kirche, in der die Sonne durch die runden Böcher in der Decke auf den Steinboden scheint, Verstecken spielt — sie hat recht, und wir, wir äußerlichen, Aufregung suchenden Reifenden sind im Irrtum. Es ist wahr, die Sterblichkeit in V. ist seit Januar um einige Prozent gestiegen, aber was kann eine Frau dagegen machen?

Wir kaufen einige Ansichtskarten von ihr. Sie ist französisch gesinnt — der besetzte Teil des Elsaß ist gerade der am meisten franzosenfreundliche, obwohl nur ein ganz kleiner Bruchteil der Bevölkerung das Französische zur Muttersprache hat — und mit rührendem Stolz zeigt sie einen Firmastempel aus der guten alten Zeit, aus der Zeit vor 1870: Er konnte nicht mehr gebraucht werden und war deshalb all die Jahre hindurch verloren, aber gerade jetzt hat er sich durch einen glücklichen Zufall wiedergefunden und stempelt die alte französische Aufschrift in erhabenem Druck auf alles Papier und alle Karten, die im Laden verkauft werden.

In unserer Gesellschaft befindet sich ein Generalstabs-offizier, ein Oberleutnant K.; der Name ist der Form nach rein deutsch und gehört einer der angesehensten und einflußreichsten elsässischen Patrizierfamilien, französisch gesinnten Großindustriellen in Mülhausen, an. Es ist eigenartig zu sehen: Er wird fast wie ein Prinz behandelt, und man zeigt ihm das Porträt seines Großvaters, eines der großen Männer und Wohltäter der Gegend, einer Art von lokalem Schuttpatron. Offenbar sind es solche großbürgerliche Familienüberlieferungen, die den Herd der französischen patriotischen Gefühle im Elsaß bilden.

Nun geht es weiter durch Dörfer, über Felder und durch Wälder. Ueberall sind die deutschen Inschriften und Anschläge heruntergerissen, übermalt und weggetilgt. Aber es fällt mir immer wieder auf, daß eine einzige Kleinigkeit der großen deutschen Verwaltungsmaschinerie durchgehend schon worden ist: die prächtigen Wegweiser an allen Kreuzwegen, auf denen man auf blinkenden Emailtschildern genauen Bescheid darüber erhalten kann, wohin alle Straßen führen und der Abstand in Kilometern mit drei Dezimalstellen angegeben ist. Der praktische Vorteil, den es hatte, sie zu behalten, hat alle anderen Rücksichten überwogen. Man merkt es auch bei unserer Fahrt: an den vorübergehenden Tagen mußten die Chauffeure immer wieder abspringen und sich weiterfragen, oft hielten wir an der Wegkreuzung an, bald fuhrten wir auf gut Glück weiter, so daß wir wieder umkehren mußten — aber von dem Augenblick an, da wir uns auf deutschem Boden befinden, geht alles wie ein Uhrwerk, eine sichere Ruhe überkommt den Chauffeur und die Leitung, und in lausender Fahrt nehmen wir die Kreuzungen, zielbewußt und preußisch.

Wir sehen von der Ferne den großen Bladuff bei B.; wie die französischen Offiziere versichern, hat es im Frieden eine halbe Million gekostet, ihn zu errichten, und jetzt hat es den Deutschen ein und eine halbe Million an Ausgaben für Munition gekostet, um ein paar Bogen zu verschleßen, und gleichwohl wagen die Franzosen nicht zu behaupten, daß das Geld weggeworfen ist, denn der Krieg hat seine eigene, sonderbare Wirtschaftlichkeit, die ein ziviler Verstand nur schwer zu fassen vermag.

Was mir aber am längsten von der Automobildfahrt durch das besetzte Elsaß im Gedächtnis bleiben wird, das

ist doch nicht das Bild all der Tausende von prächtigen Soldaten oder der sich brüllenden Pferde. Es sind auch nicht die Musikkapellen der Regimenter, die auf den Marktplätzen der Dörfer und Marktstellen, durch die wir kamen, Stellung genommen hatten und Nationalhymnen spielten, die ich auf Grund des hastigen Tempos — der Automobile und der Musik — nicht immer erkennen konnte. Nein, das ist etwas viel Geringeres. Wir fuhrten fast immer auf einem Weg, der durch zusammengeschlossene Zweige und Strohmatte vor dem Feinde maskiert war. Er lag nämlich offen im Gesichtsfeld der deutschen Späher und in vortrefflicher Schußweite da, und da man ja in diesem Krieg so reichliche Munition besitzt, kann es geschehen, daß man einige Schüsse für ein paar Automobile opfert, wenn man es müde geworden ist, aus der Ferne ihren regelrechten Bewegungen entlang einer Linie im Gelände zu folgen.

Auf diesem Weg, gegen das Granatfeuer durch einige Laubbüschel geschützt, begegneten wir einer Bauernfrau in einem kleinen, schwarzen Mantel und einem Sonntagshut, die nach der Stadt ging und einen Kinderwagen vor sich herschob. Der kleine Säugling war eingepackt und überdeckt — es war mehrere Grad kalt — so daß ich nicht mehr als den Arm sehen konnte, und als er vorüberkam, beugte sie sich über den Wagen, wohl um ihn gegen den Wind zu schützen, und zog die Decke besser über ihn. Aber auf der anderen Seite des Schuttschirmes, auf der anderen Seite der Hügel rissen die Mörser und Kanonenrohre ihre Rachen auf, und jeden Augenblick konnte eine Granate den Weg säubern. Vor drei Stunden wurde ein Kind in der kleinen Stadt hinter uns getötet.

Die mütterliche Gebärde über dem wehrlosen Kind auf dem kalten, gefrorenen, stürmischen Landweg in dem von Lanzen und Bajonetten stürzenden Elsaß, das war wie eine rührende Geste des Lebens, der Liebe, der Barmherzigkeit, trotz allem, mitten in einer Welt von Tod, Waffen und Haß, das war die Betätigung der Frau mitten in dem harten Lager der Männer, und an den denke ich noch, während das Automobil durch die Quadernsteinbogen der alten, stattlichen Wälle Laubans und vorbei an dem gewaltigen Bronzeldwien in das dunkle und düstere Fort hineinstolzte, in Frankreichs stärkste Festung Belfort.

II.

Auf dem polnischen Land.

Wenn man im Automobil, im Wagen und an Bord eines Fußdampfers das Gouvernement Warschau, Lomża und Ploz durchquert hat, so ist man in hohem Grade geneigt, die Richtung jener Ethnologie anzuerkennen, die das Wort Polen in Verbindung mit dem slavischen Stammwort pole = Feld, Ebene bringt. Die polnische Ebene hat eine so unerhörte Ausdehnung, daß ihr innerhalb der Grenzen des Königreiches Schweden nichts zu vergleichen ist. In Slane hat man meistens den blauen Waldbrand oder den hellen Streifen des Meeres am Horizont; Gruppen von Ulmen, Obstgärten um die Häuser Parle bei den Schlössern, Buchenwälder bilden immer und immer wieder eine Unterbrechung, Slane ist eine sächsische Schweiz, eine abwechslungsreiche, zerstückelt buntbesetzte Landschaft im Vergleich mit Polens nackter wüstenähnlicher Eintönigkeit. Wer zum großen Teil sein Vorstellungen vom polnischen Leben Pan Tadeusz entnommen hat, erlebt hier eine Enttäuschung: von den Räuschen des Laubes im „Schwarzen Walde und der sprichwärtigen Erde, von der Mytil der undurchdringlichen Waldmarken Litauens“ findet man im Lande der Weichsel nichts.

Die Wälder, die es gibt, bestehen aus Föhren und Birken. Im Nordosten dehnen sich dürre und sandige Heide Landschaften (zielona puszcza), vermischt mit Föhrenwäldern aus; die gewaltigen Festungswerke von Nowo-Georgiewsk, die jetzt ihren alten Namen aus den Zeiten Friedrichs des Großen, Modlin, wieder bekommen haben

sind in ein solches Terrain eingebaut. Stiefmütterchen, Gänseblümchen, roter Ampfer, Blutrotter, gebrochener Mohr, kurz, die ganze sarge Flora der schwedischen Landmark, wächst auf den Wällen und Kasematten der alten Panzerforts; die stattlichen Föhrenwälder außerhalb des Fortgürtels sind gespickt mit Artilleriestellungen, Stachelbrautbündnissen und Minenfeldern, unirdischen Schuträumen für Infanterie und hohen Nachtürmen, die in den wiegenden Baumkronen wie ungeheure Adlernester verborgen sind. Alles, was die weitestläufigste Technik und die sorgfältigste Vorbereitung ausdenken können, war hier zusammengehäuft. So sind die Beobachtungsposten auf den höchsten Föhren nicht so feiner Berechnung der Gegend angepaßt, daß sie an außen her unsichtbar sind, obwohl sie die ganze Schutzhöhe beherrschen. Es wirkte vollkommen wie Zauber, wenn man zuerst vom Innern des Forts aus ihr Skelett vom Himmel abdeben sah und dann feststellte, wie sie plötzlich verschwanden, sobald man nur einige Kilometer auf die andere Seite hinüber gekommen war. Die unerschütterliche Schnelligkeit, mit der dieser ganz eigenartig starke Festungskomplex im Sommer 1915 bezwungen wurde, gehört zu den denkwürdigsten Tatsachen des Weltkrieges. Ich sieht der Sand in die Schützengräben hinab, die hinterher verhungert dort unten im Dunkeln zwischen den Ästen — obwohl die deutschen Soldaten noch immer vor ungen hinabgeben — und die Walderdbeeren glänzen in Sonnenchein wie ein feiner Regen von Blutstropfen über den Straßen und Schützengräben, die aus dem Föhrenwald herausgehauen sind. Es sieht genau so aus wie die Erdbeerstellen auf schwedischen Waldclüngen, und an den Begrändern längs den Schützengräben stehen die Preisel- und Blaubeerbüsche voll von Beeren.

Wollte man das nennen, was einem am meisten für die polnische Natur typisch erscheint, so müßte man von dem lichten, jungen Birkenwald sprechen, dessen Stämme sich im Wasser der sumpfigen Wiesen spiegeln, und von der ganzen Symphonie in Blau, Grün und Grau, die durch die unendlichen Getreidefelder gebildet wird und von der die Pappel- und Weidenalteen kaum abstecken. Man braucht gerade nicht Landwirt zu sein, um zu sehen, daß diese äußerst fruchtbare Erde sehr schlecht entwässert ist; bloß einzelne Gutsbesitzer und deutsche Ansiedler haben sich auf die Trockenlegung verstanden, so daß große Strecken wasserkrank sind. Im Zusammenhang hiermit steht das, was die Landschaft am meisten kennzeichnet: der keine Silberton in der Luft und über der Erde, die zwischen Nebel, als hätte der Abend Seide und Feld in einem wogenden Schleier ein, die großen, saftigen, grünen Wiesen, auf denen Schwärme von Gänsen, langsam wandelnd, fast konturenlose Lichtflecke bilden. Sie sehen in der Dämmerung mystisch aus und sind eines der Lieblingsmotive der polnischen Malerkunst. Uebrigens haben diese Gänse auch einen humoristischen Zug: im Herbst bekommen sie Schube. Sie werden nämlich aus aller Bewohntheit über die deutsche Grenze einem sicheren Tod entgegengetrieben und infolge der schlechten russischen Eisenbahnverbindungen müssen sie diese Reise immer zu Fuß machen. Ehe sie die große Wanderung antreten, läßt man sie über ein mit Leer bestrichenes Feld spazieren und die harte Kruste schlägt dann ihre Füße.

Der einzige typische polnische Vogel ist der Storch. Er ist hier so gewöhnlich, wie er es in Dänemark und Skandinavien zu Beginn des 18. Jahrhunderts gewesen sein dürfte, bevor die moderne Landwirtschaft angefangen hat zu blühen, so wie es das Paradies der Enten, Gänse und Störche zeigt, das Nikolovius mit klaren Farben in einem klassischen Werk gemalt hat. Die Trockenlegung ist der Todfeind des Storches, und jetzt muß man Glück haben, wenn man ihm einmal eines Abends an einem langsam fließenden, flussigen Bach begegnet. In Polen kann man Augen und Herz damit ergötzen, den schwarzweißen Märchenvogel zu Duzenden seinen ruhigen und

würdigen Arbeitsfleiß entfalten zu sehen; ich sah ihn einige Meter über dem Automobil fliegen, so daß ich in seinem Schnabel die deutliche Kontur der Kröte erkennen konnte, die ihre vier Beine nach den vier Himmelsrichtungen zu einem pathetischen Protest gegen die Neutralitätsverletzung ausstreckte. Ja, unten auf den Strandwiesen der Karaw sah ich einen Teich, überschattet von uralten Weiden, mit riesenhohem Schilf an den Strändern, die von Binsen und Nektrosen bewachsen und vom dunkelgrünen Schatten der geheimnisvoll grübelnden Störche erfüllt waren, und ich glaube sicher, daß war Andersens Teich, in dem sich die kleinen Kinder unter dem Dach der Nektrosenblätter bewegen, denn daß man sich an diesem schlummernden Wasser zu Tode träumen konnte, das konnte auch ein flüchtiger Automobiltourist begreifen.

Aber Gott weiß, wie das auf die Dauer mit den Störchen und ihrer Begleiterscheimung, den Kröten, gehen soll, deren Gesang unzertrennbar mit dem Bild der polnischen Landschaft verknüpft ist — Mickiewicz spricht mit Rührung von ihrem nächtlichen Orchester:

Mit zitternden Tönen, wie Aeolsharfen klingen
— nie Kröten so schön wie die polnischen klingen.

Polens Ebenen sind für den Augenblick von einem neuen Typ von Landwirten überschwemmt: von den deutschen Kreisvorständen und Landwirtschaftsräten, in den meisten Fällen preußischen Landräten, die zum Dienst hierher kommandiert worden sind. Sie sind in voller Arbeit mit all jener fanatischen Sachlichkeit und Gründlichkeit, die in ihrer Natur liegt.

Vor allem haben sie die Wege in Angriff genommen. Sie fanden dieselben in besagenswertem Zustand: in den Grenzbezirken waren sie absichtlich verwahrlost, überall waren sie schlecht unterhalten, und die sogenannten Gouvernementswege, die auf den Karte ein besonders schmuckes und zuverlässiges Aussehen zeigen, bestanden in Wirklichkeit oft nur aus ein paar Räder Spuren im Sand. Ich habe mich auf einem solchen Weg vorwärtsbewegt: das ging so zu, daß man an der Seite der pustenden Pferde wanderte. Die polnischen Bauern erzählten allerdings von besonderen Steuern, die immer wieder für die Anlegung und für den Unterhalt der Gouvernementswege erhoben wurden. Denkt man sich dann dieses mangelhafte Wegenetz noch weiter durch die Kriegstransporte, den Stellungskrieg und die Beschädigung durch Artillerie beschädigt, so kann man sich eine Vorstellung von den Aufgaben machen, die die deutsche Energie hier zu lösen hat.

Jetzt fährt man Meile nach Meile auf Chausseen, die so hart und eben sind, wie Balkfälle. Die Gräben zu beiden Seiten des Weges sind so gerade wie Lineale geworden — was ein bedeutungsvolles Zeichen für die Minderwertigkeit der preußischen Kultur sein soll — und in vollständig gleichen Zwischenräumen kommt man an vollkommen gleichen Häufen von Matadamssteinen vorbei. Der Mangel an Steinen hat früher immer die Erbauung von ordentlichen Chausseen in Polen verhindert, aber die Deutschen haben sich dadurch geholfen, daß sie alle die Kalksteinblöcke, die über die polnischen Ebenen ausgestreut sind und aus Schweden und Norwegen stammen, zusammengesammelt haben. Diese Ausfuhr vermochte die englische Handelsblockade nicht zu verhindern, da sie während der Eiszeit stattfand, als die Gletscher die Blöcke mit sich nahmen.

Augenblicklich geht es auf den Landstraßen lebendig zu. Überall sieht man Gruppen von polnischen Arbeitern; zum großen Teil wird hier Industriebevölkerung beschäftigt, gegen einen Tageslohn von über 3 bis 3½ M.; die Fabriken sind ja teils von den Russen verwüstet, teils außerstand, sich Rohwaren zu verschaffen. Überall pusten und deisen die gewaltigen Dampfwalzen und der Boden zittert unter ihrer Last. Es sind über 200 an der Zahl und alle sind aus Deutschland gekommen; sie haben nichts mit der vielbesprochenen russischen Dampfwalze gemeinsam, die man in England so hoch bewundert und gerne

weder über Polen hinrollen sehen möchte. Man kann sich eine Vorstellung von dem Umfang dieser Arbeit machen, wenn man hört, daß der Wegbau 1200 Beamte und ungefähr 44 000 Arbeiter beschäftigt und daß die Kosten während des ersten Rechnungsjahres 34 Millionen Mark und während des letzten (April 1915 bis April 1916) 40 Millionen betragen. Ueber 6000 Kilometer Wegeklänge sind umgebaut, verbessert und neu angelegt worden.

Sitzt man in einem Automobil, so braucht man nicht erst zu fragen, ob der Weg, den man befährt, zu dem alten oder zu dem neuen Weges gehört; man kann das mit geschlossenen Augen entscheiden, denn man fühlt es. Uebrigens sieht man überall auf den neuen Chausseen die vier weiß überlackten Steine, die das mystische Symbol der preussischen Schwärmerei für müßiggelübtigte Verkehrswege bilden. Sie haben kaum in einem anderen Lande etwas ihresgleichen und sind für den Eingeweihten ein untrügerisches Zeichen dafür, daß er sich auf deutschem Gebiet befindet. Sie erheben sich in der Morgendämmerung und verschwinden in der Abenddämmerung; in Abständen von 100 Metern lehnen sie wieder, einmal auf der rechten Seite des Weges, einmal auf der linken. Sie zwingen die Wagen, sich abwechselnd rechts und links zu halten und erreichen dadurch, daß der Weg in seiner ganzen Breite ausgenutzt wird und daß die Radspuren der Wagen, die sich entgegengahen, nicht in eins zusammenfallen, sondern sich S-förmig umeinander schlingen — wenn man es aufzeichnet, so sieht man es gleich vor sich — und daß somit die Chaussee nicht so schnell wie sonst abgenutzt wird. In all ihrer Einfachheit ist das eine gewaltige Anordnung, die außerdem noch den Vorteil hat, daß der Chauffeur, der sich vorwärtschlingeln und die Augen offen halten muß, unmöglich am Steuerad einschlafen kann. Durch diese disziplinäre Wirkung entblüht sich der ganze Trid als eine typische Neuerung des sogenannten Preußentums.

Ich habe in der deutschen Verwaltung Polens ungewöhnlich viele Zeichen dieses Preußentums beobachtet. Ich sah Landräte und Bürokraten bei ihrer alltäglichen Arbeit und ich bin sehr froh darüber, daß ich dies sehen durfte. Die Kreisvorstände, die jeden Hof und jede Scheune in ihrem ungeheuren Distrikt kammern und voll von landesväterlichen Sorgen das Automobil anhielten, um die Struktur der Heubäuser besichtigen und den ungeschulten Roggen in Augenschein nehmen zu lassen, verkörperten das ganze System. Am stärksten äußerte sich dieses System vielleicht in dem Stolz und der Freude, mit der ein paar deutsche Beamte mir erzählten, daß die polnischen Bauern in den neuen Kreisen von dem preussischen Vorurteil angesteckt worden seien: sie hatten selbst den Plan zu einem Programm für geordnete Wegearbeiten während eines Zeitraumes von zehn Jahren entworfen und einen Kostenanschlag von 5 Millionen dafür beschlossen. Die Befriedigung, mit der diese Einzelheit angeführt wurde, schien mir die selbstlose Freude darüber zu sein, daß Ordnung, Unsicht und staatliche Organisation einen Sieg über verantwortungslose Zerfahrenheit und Gleichgültigkeit gewonnen hatten, und es war, als berühre man hier den innersten Lebensnerv dieser harten und sachlichen Selbsteigenen der Arbeit.

Der größte Triumph der deutschen Verwaltung besteht darin, daß die Acker durchgehends bestellt worden sind. Man fährt überall durch wogende Getreidefelder; nur ein Prozent des bebauten Bodens ist seinem Schicksal überlassen geblieben. Soweit es möglich war, hat man die polnischen Landwirte ermutigt und ihnen geholfen; viele, deren Gebäude zerstört und deren Vieh getötet oder weggetrieben worden war, hätten ohne Unterstützung gar nicht die Mittel zu der gewöhnlichen Arbeit gehabt. In gewissen Fällen hat man eine Art Arbeitsgemeinschaft mit den Landwirten gebildet, um deren Risiko zu verringern; die großen Güter sind oft durch ge-

meinsame Zusammenarbeit der umherwohnenden Bauern bestellt worden. Wo man keinen finden konnte, der die Verantwortung für die Verpflegung der Eigentümer übernehmen vermochte, haben die Behörden die Sache in ihre Hand genommen. Das mußte vor allem an vielen Besitzungen geschehen, die Menschen gebildet, welche sich augenblicklich in Rußland aufhalten.

Es ist anzunehmen, daß die polnische Erde in dieser Jahre so sorgfältig bestellt ist, wie je zuvor. Die verlorenen Güter, deren sich die deutschen Soldaten angenommen haben, indem sie in sogenannte Landwirtschaftsbataillone eingeteilt waren, werden vermutlich nicht Schaden leiden. Ich besuchte ein solches Gut in Schornitz, ein paar Meilen östlich von Buktust; man sieht nur auf einer hohen Strandbühne und tief unten dehnen sich die weitestweiten Sümpfe, Bagno Pulawy, als eine ebene, sammetgrüne Matte aus, auf der das Wasser in blaugrauen Flecken gewissermaßen durchsickert und die niedrigen Birken, von oben gesehen, wie Niedgras oder Farnkraut erscheinen. Man muß mit den heimlichen Stiegen, die sich von Bülke zu Bülke hinschlingeln, sehr vertraut sein, um den Versuch zu wagen, über den Sumpf zu gehen, und das muß dann im trockensten Hochsommer sein. Es klingt unglaublich, wenn man hört, daß die deutschen Schützenlinien nach abgelegter Feldbesichtigung über Bagno Pulawy zum Angriff vorgingen, nachdem die Rakewitzke im vorigen Sommer durchbrochen war; die russischen Stellungen sind in eben dem Strandtamm eingegraben, auf dem wir stehen und sehen, und wohl eine natürliche Festungslinie ein offeneres Sandfeld und einen breiteren Wassergraben vor sich gehabt.

Jetzt residiert hier eines der fliegenden Landwirtschaftsbataillone und geht von Dorf zu Dorf und von Gut zu Gut, indem es die höchste landwirtschaftliche Technik mit der wirkungsvollsten militärischen Organisation vereinigt. Solche Bataillone folgen überall den russischen Nordbrennerbataillonen auf der Spur, die im vergangenen Sommer mit Petroleumspritzen und Benzinsbomben über das Land gingen, Scheunen und Magazine zerstörten und eifrig versuchten, das emporwachsende Getreide anzuzünden oder, wenn das mißglückte, es mit großen Walzen niederzutrommeln; die gleichen Truppen haben das Vieh in Eisenbahnzüge, die dann in Brand gesteckt oder ins Wasser geworfen wurden, so daß die Weichsel und der Narew von Hunderten aufgedunsener Pferdekadaver gesteckt waren, pferchten die Menschen in Lastwagen zusammen, die man dann fortierte und mit einer Krebelaufschrift über den einen oder anderen Bestimmungsort, Arachan z. B., versah — nach polnischen Berechnungen wurde auf diese Art eine Million Menschen einem namenlosen Elend oder einem qualvollen Tod überliefert — und zerstörten die Zuckerrüben, Spinnfabriken und industriellen Anlagen aller Art im Werte von Hunderten von Millionen. Das waren die an gewissen Stellen bewundern und gepriesenen Versuche der Russen, die ehrenreichen Ueberlieferungen von 1812 aufrecht zu erhalten. Zwei Züge kehren immer in der Schärferung von diesen Verheerungen wieder. Der eine ist der fröhliche Arbeitseifer, der sich auch auf das an sich Zwecklose erstreckt: an vielen Stellen, wo die Saat wirklich noch stehen geblieben war, nahm man sich doch die Mühe, die Häuser der Bauern und die leeren Scheunen zu verbrennen. Der andere Zug ist die Zugänglichkeit für klingende Argumente, die eine der sympathischsten Eigenschaften der russischen Staatsorganisation bildet. Mit zehn Kubeln in bar kann man unter den gegebenen Verhältnissen Werte von ein paar Millionen retten, denn lange wirtschaftliche Berechnungen und fleißiges Schachern gehören nicht zum russischen Charakter. Derartige rasche Stimmungswechsel passen zu der berechtigten Gutmütigkeit, die mit Recht von russenfreundlichen Schriftstellern hervorgehoben wird. Auf dem Wege zwischen Warschau und Nowo-Georgiewsk führt ich an dem Gut Jablonna vorbei, auf dem die Mauern

pfiler der großen wirtschaftlichen Gebäude einen ganzen Wald bildeten. Der betagte Stallwächter, Adam Trojanowski, hat mir erzählt, wie er in der späten Augustnacht die Not schilderte, in die das Volk geraten müsse, wenn ihre Häuser verbrannt würden und dies dem russischen Offizier so lange vorkäme, bis dieser, ergriffen von Mitleid, mit einer Träne im Auge frug, ob er auch Geld habe. Leider hatte der polnische Alte nichts und war also aufgerstanden, sich die zitternde Nahrung angesichts des Unglücks zuzunägen zu ziehen, die dem russischen Seelenleben so oft ihren Stempel aufdrückt.

Es begegnete mir mehr als einmal, wenn ich mit deutschen Offizieren und Beamten sprach, daß ich sie ihre Anerkennung über die Planmäßigkeit und Schnelligkeit des russischen Beförderungswerkes ausdrücken hörte; es wurde darauf hingewiesen, daß die Russen in diesem Punkte, wie in mehreren anderen, Proben für eine großartige und rücksichtslose Organisationsfähigkeit abgelegt hätten, die sie zu Achtung gebietenden Gegnern mache. Der Ton war dabei vollkommen aufrichtig; ich kannte ihn schon von den offiziellen Kreisen in Berlin, wo man geneigt ist, die rein technische Leistung, die die Preß- und Telegrammstellen der Entente über die ganze Welt hin bedeuten, vollkommen anzuerkennen. Es ist bezeichnend für die deutsche Objektivität, daß man energische und zielbewußte Arbeit so reblich würdigt.

In Zhonkmit, oberhalb von Bagno Pulawy, hatten die deutschen landwirtschaftlichen Soldaten ihre Arbeit vollendet und die Felder warteten nur noch auf den Segen des Himmels. Der Befehlshaber war ein Gefreiter, aber er führte sein Kommando mit der ganzen Autorität der Erfahrung: er hatte sich schon vorher als ungewöhnlich einsichtiger und tatkräftiger Kriegslandwirt bekannt gemacht, der mehrere große Güter wieder auf die Füße brachte. Ich wurde übrigens Zeuge eines kleinen Auftritts zwischen ihm und dem Kreisvorstand, und dieser Vorgang verdient, als ein neuer Beleg zur Charakteristik des Preußentums, erzählt zu werden. Der Gefreite, der selbst Bauer war, hatte offenbar die Neigung seines Standes, möglichst wenig unnötige Ausgaben zu machen. Es kam nämlich heraus, daß er bei den in der Umgebung wohnenden Bauern Pferde geliehen hatte, um die letzten Frühlingsarbeiten zu bewerkstelligen, und daß weder er, noch die Besitzer der Pferde an eine Bezahlung bei diesem Leihgeschäft gedacht hatten: es waren ja nur Kleinigkeiten, im Augenblick konnten die Pferde nicht anders verwendet werden, man war es nicht anders gewöhnt und ein andermal konnte man einen Gegendienst leisten — in der Tat, es fehlte ihm weder an Gründen, noch an Gesichtspunkten, als er in starrer Haltung in seiner schirmlosen Lagerhülle da stand, wobei er jedoch einen Strohhalm in der Hand hielt, mit dem er nach der Art der Bauern während seiner Runden durch Stall und Scheune gespielt hatte. Aber ein deutscher Kreisvorstand hatte seine soliden Argumente: die Instruktionen, die vorschreiben, daß alle Requisitionen bezahlt werden müssen und weder Ausnahmen noch Gegendienste oder sonst erklärende Umstände kennen. Der betriebssame Landwirt wurde dahin verständigt, daß er sich unverzüglich schon am Morgen des folgenden Tages auf dem Bureau des Kreisvorstandes einzufinden habe mit einem vollständigen Verzeichnis über all seine Requisitionen an Pferden, um die Bezahlungsmittel zu qualifizieren, und er bekam eine sehr bestimmte Ermahnung, daß seine bekannte wirtschaftliche Begabung sich jetzt zum letzten Male ungenutzt entfalten dürfe. Als wir uns wieder in den Wagen setzten, und der Kutscher mit der Peitsche knallte, ließen wir ein recht niedergeschlagenes und gekränktes landwirtschaftliches Genie hinter uns und als der Gefreite stramm stand, richtete er ein paar dunkle, vorwurfsvolle Augen auf uns, so daß ich ihn ein wenig bemitleidete, denn ich könnte meine Hand dafür einsetzen, daß sein Vorgehen frei von allem Arg war. Ich beruhigte mich nicht eher, bis ich die strengen Formalisten in Uniform mit all jenem Humor und jenem psychologischen

Verständnis von ihm sprechen hörte, die sein Fall verlangte, doch mit dem Refrain: „Aber seinen Instruktionen muß auch der Beste folgen.“

Von deutscher Seite hörte man durchgehend vorteilhafte Urteile über die polnische Landbevölkerung; sie wird als anspruchslos und fleißig geschildert. Der Fremde bekommt auch den sympathischsten Eindruck. Vor allem fällt ihm die polnische Sauberkeit in die Augen; sie stellt das ganze Volk auf eine andere Stufe, als die Juden und die Russen. In Sochatschew am Bzura, wo der Stellungskrieg den ganzen ersten Kriegswinter hindurch rasie, besuchte ich obdachlose Polen, die sich in ausgeräumten russischen Schützengräben niedergelassen hatten. Es war hübsch und reinlich unten in den Erdböchern; in einem von ihnen saß ein Knabe und pünktete ein Paar Stiefel mit munteren Hammerschlägen; seine Mutter erzählte, daß der Vater des kleinen Schuhmachers Soldat in der russischen Armee sei „und wo er jetzt ist, weiß ich nicht, nur Gott“. In einer anderen dieser unterirdischen Wohnungen spielten zwei kleine einsame Mädchen, die eine zeichnete auf einer Schiefertafel, die andere sah zu und lachte, und die beiden wurden nur ein wenig verlegen, nicht im geringsten ängstlich, als sich die fremden Männer durch die schmalen Windungen der Verbindungsgräben herein drängten. Ein Strauß von gelben Butterblumen und weiß-violetter Wiesentresse stand auf dem Tisch und durch das kleine Fenster hoch oben an der Wand fiel ein Sonnenstrahl herein und vergoldete die blonde Locke an der Schürze des einen Mädchens. Armut und Not hatte hier gar nichts schwill Drückendes oder Schmutziges, und als wir wieder herausgingen, läutete abermals das muntere Mädchenlachen in unseren Ohren. Für jeden, der Warschaws Armenviertel und Ghetto gesehen hat, nehmen sich Sochatschews Schützengräben wie lächelnde Sommerfreuden aus. Der menschlichen Armut ist die Spitze abgebrochen, wenn Luft, Licht und Wind frei um die Wohnungen spielen, wenn der Jubel der Lerchen vom Himmelsgewölbe herabströmt über grüne Wiesen, auf denen sich die Krabbe schreiend im Sommerwinde tummelt, der das silberblaue Band des Bzura kränzelt. Auf der Erdhöhe über den Schützengräben sitzt ein barsüßiger, braun gebrannter Junge mit einem Haar, das vom Sonnenschein weiß gebleicht ist; er bläst die Flaumfedern von einer Ruhblume ab, sieht zu, wie der Wind sie über Wiesen und Wasser fortträgt, folgt ihnen mit den Blicken, bis sie verschwinden und denkt vielleicht darüber nach, ob sie bis in die fernen Gegenden fliegen, wo der Vater mit dem Gewehr auf Posten steht.

Die polnischen Bauern sehen prächtig aus; man begegnet braunhäutigen Gestalten mit Zügen wie aus Holz geschnitten, mit festen, hartlosen Lippen und schwarzem Haar, aber man sieht auch einen viel helleren Typ, mit dem buschigen und herabhängenden nationalen Schmirrbart. Den Schapfel legen sie selten ab. Wenn der Witsommer kommt, wenden sie die Wolle nach außen. An vielen Orten tragen sie noch ihre unerhört farbenstarken Nationalgewänder, die aus Wollzeug in roten, grünen, blauen und krappfarbenen Streifen hergestellt sind. Die Wolle wird dabei gewebt und gefärbt, und zwar nach sehr primitiven Methoden, aber das Tuch ist so gut wie unzerreißbar; es ist sehr teuer und soll bis zu 30 Mk. das Meter kosten. Die Röcke der Frauen sehen aus, als wären sie aus schmalen, verschiedenfarbigen Streifen zusammengeklebt, so besonders in dem reichen und konservativen Gebiet um Lowitsch, wo die Händler am breitesten sind; oben im Gouvernement Lomsha sind die Streifen schmaler und das Garn ist nicht dabei gefärbt, sondern wird in die Fabriken nach Lodz geschickt. Wenn es regnet oder staubig ist, nehmen die Frauen den Rock ungefähr wie einen Regentragen über den Kopf. Es macht einen eigenartigen pitoresken Eindruck, wenn man Gruppen von Bauern in der Volkstracht auf den Wegen sieht, so wie ich es auf der Heimfahrt von einem Markt in Lowitsch getan habe; die weiten, bunten Kniehosen der Bauern,

die der Länge nach gestreift sind, erinnern an ein mittelalterliches Kostümfest. Den festlichsten Anblick aber genoss ich an einem strahlenden Sonntagvormittag, als die Wege zwischen Kaisfeld und Pultusk voll von Kirchengängern waren. Die jungen Mädchen wanderten in ihren fröhlichen und strahlenden Gewändern mit roten Korallenhalzbändern und barfuß dahin und trugen das Lieberbuch und die Schube in der Hand, die sie nicht anziehen wollten, bevor sie an das Kirchentor kamen; um dem Staub der Chausseen auszuweichen, gingen sie auf den ausgetretenen Stegen neben den Wegen oder quer über das Feld hinüber zu der weißen Kirche auf ihrem Hügel, und die starken Farben glitten zwischen dem hellen Grün der Birken dahin, während junge Stimmen durch die Stille des Morgens klangen, wenn Begrüßungen oder Zurufe ausgetauscht wurden. Sie verbreiteten sich wie ein Strahlenregen von Farbe und Lust über die ganze Landschaft, und wenn man ihre Gesichter sah, so verstand man, daß sie auf dem Wege zu einer Feier, zu einem Feste waren.

*

Die Liebe zu Prunk und Pracht wurzelt, wie man deutlich sieht, tief im polnischen Wesen; es ist, als verlange die einsförmige, unbewegliche und farblose Landschaft schärfere Unterbrechung und lebhaftere Bewegung bei den Menschen. Die polnische Heimindustrie begünstigt die grellen Zusammenstellungen. Die Bauernfrauen, auch die ärmsten, besitzen große Vorräte an bunten und weißen Leinwandstücken und Geweben; auf den Betten kann man ganze Stöße von Kissen mit den prächtigsten Spitzen an den Ueberzügen sehen, die ein Zeugnis für den natürlichen Schönheitsinstinkt des Volkes ablegen. Neigt man zu volkpsychologischen Verallgemeinerungen, so fällt es einem nicht schwer, eine ganze Menge von Zügen zusammenzustellen, die alle einen starken Rückschlag des Temperaments gegen die graue Einsförmigkeit der polnischen Natur bedeuten: die Liebe zu Festen und Aufzügen, zu erregten Szenen und gemeinsamer Exaltation, die die alte polnische Ueberlieferung in der Geschichte des Volkes, im Gesellschaftsleben und der Dichtung bildet; die Freude am wirbelnden Tanz — es gibt kaum irgend ein Volk, das so viele Beiträge zur Tanzkunst geliefert hat, wie das polnische mit seinem Mazurka, seiner Polonäse und seinem Polka. Ist man spielfürchtig veranlagt, kann man ja darauf hinweisen, daß Kopernikus derjenige war, der zuerst den süßeren Gedanken von dem Choriantz der Planeten um die Sonne aussprach; allerdings behaupten die Deutschen, er sei nicht Pole, sondern Preuße gewesen. Fährt man an den Bauernhöfen draußen auf dem Lande vorbei, so kann man mit billigem Triumph auf ein unzweideutiges Zeichen dieses Hanges zu lebhafter Bewegung und Erregung hindeuten: nämlich auf die großen Schaukeln, die so charakteristisch für die Häuser sind. Sie fehlen kaum bei den grauesten Hütten. Sie werden im Frühling aus dicken Baumstämmen gezimmert und während des Winters, wenn alles andere Holz verbraucht ist, niedergebaut und verfeuert; im Sommer aber sieht man einen Knaben und ein Mädchen, einen Knecht und eine Magd nebeneinander auf dem Brette stehen, die Gesichter nach entgegengesetzten Seiten gekehrt, und die Schaukel fliegt fast lotrecht in die Höhe, wobei ein geller Schrei und ein übermäßiges Winken nach den Vorüberfahrenden den Schwindelnden die Lust vervollständigt. Aber ach — in diesem Jahre sind allzu viele von den jungen Burken fort, der eine Platz auf dem Schaukelbrette ist leer oder es stehen dort zwei einsame Mädchen in Gedanken versunken; die Schaukeln schweben hin und her, die bunten Röcke flattern, aber das Spiel hat keinen richtigen Schwung, und als das Automobil mit den Uniformen vorüberfährt, winken die weißen Leinenärmel sachte, lange und scheinbar wehmützig, so wie man etwas unendlich Fernem und Entschwindendem zuwinkt.

Die Schaukeln neben den Bauernhöfen fallen um so mehr in die Augen, als die Häuser sehr selten von Gärten

umgeben sind. Fruchtbäume sieht man fast nur in den Dörfern an der Weichsel, und sie bilden dort ein Zeichen für die deutschen Kolonien, die überall unten am Flusse liegen; die polnischen Gärten weiter oben auf den Höhen sind fast. Bloß im Gouvernement Lomtscha sah ich Häuser in Birken und Tannendickicht eingebettet. Die Gebäude haben oft ein stark altertümliches Gepräge; ihre Dächer sind aus Stroh, das in Schichten übereinander gelegt ist wie Ziegel; auch die Außenwände sind mit Stroh und Tannenzweigen überkleidet, um Schutz gegen die Winterstürme zu bieten. Man begreift leicht, daß in diesen grauen Höhen Bauern wohnen, die noch nicht überall den Holzpfug gegen moderne Geräte ausgetauscht haben und meistens, während der langen Winter, die Dreschflegel über das Korn gehen lassen. Die Bienentörbe, die ich im Gebiet von Lomtscha sah, waren mannshöhe, ausgehöhlte, mit Rindern überdeckte Holzstämmen — also wie die uralten Bienentörbe, die hohlen Bäume, die unmittelbar vom Walde hergenommen sind. Der einzige Schmuck, den man an den Häusern sieht, ist eine schmale Leiste um die Fenster, bezeichnend genug ein Kreuz auf dem Giebel und manchmal auch andere religiöse Symbole. Man konnte neben den Fenstern merkwürdige Zeichnungen oder eingeritzte Figuren sehen, die Palmenwedeln oder Lebensbäumen ähneln, deren Bedeutung mir aber niemals klar wurde. Geht man über den Hof, auf dem sich Verkümmerte und Truthähne zwischen dem einfacheren Federvieh brüsten, und betritt das Haus, so sieht man überall Ordnung und Sauberkeit. Von dem kleinen Vorräum aus kommt man auf der einen Seite in das Wohnzimmer und die Küche, von der aus eine Tür unmittelbar hinunter in den Kuhstall führt; auf der anderen Seite gelangt man in das Prunkzimmer, in dem unbenutzte Betten und der große Webstuhl stehen. Die Wände erstrahlen im Schmuck unzähliger Heiligenbilder, Marienbilder und Kreuztische in den stattlichsten Farben, und dazwischen sieht man überall Bilder von Bischöfen und Phoioographien von Priestern. Die Priester sind zusammen mit dem höheren Adel die vornehmsten Vertreter des nationalen Gedankens; die russische Politik hat vor allem daran gearbeitet, Polen zur Unterwerfung unter die heilige Synode zu bringen und hat daher in ihnen ihre Todseinde erblickt. Ihre Stellung war unerhört gefährdet: sie standen unter Polizeiaufsicht, und ihr Recht, sich an einem Ort aufzuhalten, war von Rassen mit kurzer Gültigkeitsdauer abhängig; in den Gebieten, wo auch griechische Katholiken wohnen, waren sie lebensgefährlichen Verfolgungen ausgesetzt. Man kann unmöglich bestreiten, daß sie sich mit Mut und Hingebung ihrem Berufe geopfert haben; in der Tat bilden sie auch eine Elite. Die katholischen Seminarien sehen sich aus allen Gesellschaftsklassen zusammen; aber nur der wird Priester, der Proben der Standhaftigkeit und des inneren Berufes für sein Amt abgelegt hat, die übrigen erhalten eine passende Verforgung an anderer Stelle.

Wenn man eine gewöhnliche polnische Bauernfrau über die Diener des Herrn sprechen hört, mit deren Bildern sie ihr Haus geschmückt hat, empfindet man einen Hauch aus jener Zeit, in der die Menschen für das Recht des Glaubens und Bekenntnisses kämpften. In Polen sind diese Zeiten noch nicht so fern; das ganze gegenwärtige Geschlecht hat sie erlebt, wie Kleinow's große Arbeit über Polen zeigt. In den Jahren um 1870 wurden mehrere Gemeinden gezwungen, zur griechischen Orthodoxie überzugehen, und zwar durch allerhand Lodungen, mit Miß und Täuschungen und durch mißliche Brandstiftungen, die die katholischen Kultgegenstände zerstörten. In Drelwa und Protulin, wo die Gemeinden den neuernannten griechischen Priestern den Zutritt zur Kirche verweigerten, griff das Militär ein, und die Kirchenwege wurden mit dem Mute von alles in allem zwölf Treugläubigen bespritzt. An anderen Orten wurden die Gemeinden eingesperrt, bis sie, von Hunger und Durst besiegt, die verhassten Verträge unterschrieben; es geschah auch, daß die eifrigen Tschinownik ihren Willen durch verfälschte Pre-

sofort durchzuführen vermochten. Vieh und Besitzungen wurden zur Sühne mit Beschlag belegt, Männer und Frauen ins Gefängnis geführt, Kinder in Klöster eingeschleppt und die Kosaken ließen die Knute über das ganze Land pfeifen. In dem Dorfe Lubentla wurde ein Untersuchungsrichter von einer Bauernfrau mit den Worten begrüßt: „Macht mit uns, was ihr wollt, wir besitzen nichts mehr, man hat uns alles genommen, unsere Männer sind gefangen und wir haben nichts zu essen.“ Es waren Bauern, die sich weigerten, Taufe, Hochzeit und Begräbnis nach den griechischen Gebräuchen vornehmen zu lassen.

Diese Verhältnisse hörten nicht eher endgültig auf, als bis der Zar am 17. April 1905 infolge der erlittenen militärischen Niederlagen sein großes Manifest erließ, das unter a. auch die Glaubensfreiheit einführte. Im Laufe von ein paar Wochen gingen nahezu 200 000 durch Zwang bekehrte „Uniaten“ wieder zum Katholizismus über, und es wurde das Ergebnis von jahrzehntelanger Unterdrückung und Verfolgung mit einem Schlage beseitigt. Das zeigt eine kleine Einzelheit, die zeigt, welche weitgehende Folgen die russischen Niederlagen für die unzähligen unterdrückten Rassen des Riesens Reiches mit sich führen, und man darf man das, wenn man nicht ganz verhärtet ist, ein Gebot der Vernunft für den wirklichen Inhalt jenes Wunsches, der solche Siege erhofft. Was der Kampf um den katholischen Glauben für die polnischen Bauern bedeutet, versteht man, wenn man hört, daß die Bauern in einigen Dörfern des Gouvernements Lublin am 15. Mai 1915 ihre Freude mit folgenden Worten zum Ausdruck brachten: „Jetzt gibt es hier kein Rußland mehr, jetzt sind wir gelungener wieder Polen geworden.“

Niemals war ich in einem Lande, in dem die Kirchen so besucht waren wie in Polen. An einem Werktag kam ich zu einem protestantischen Tempelort in Sochatschew, das neben der jehowistischen Kirche lag. Es bestand aus zwei großen Räumen, wovon der eine zum eigentlichen Gottesdienst, der andere zu Begräbnissen und anderen kirchlichen Feiern diente. Der erstgenannte Raum war voll von andächtigen Frauen und Männern, die große Kleidersträuße mitgebracht hatten, um den Altar damit zu schmücken. Vor diesem Altar lagen sie auf den Knien, der junge Priester betete, eine Glocke ertönte, die Oblaten wurden ausgeteilt und gleich darauf traten die Gäste des Abendmahles vom Altar weg, um neuen Scharen Platz zu machen; jeder suchte seinen gewohnten Platz an der Wand wieder auf, um dort niedersinken und im Gebete zu verweilen. In dem anderen Raum wartete eine Bauernfrau mit ihrem Manne auf den Priester, der ihr Kind taufen sollte; die kleine Gruppe, die geduldig auf den Knien liegend harrete, die Gestalt der Mutter, die sich über ein kleines, faltiges Gesicht beugte, und dahinter der Vater mit einem ernstem, ehrwürdigen Ausdruck, das war von ganz vollendeter, plastischer Wirkung; durch die offene Tür sah man den Knecht den Pferden vor dem Wagen Wasser geben. Es fiel mir hier wie überall auf, wie sehr ungeachtet und wirklich schön Ausdruck die Andacht bei den Bewegungen der Polen in ihren Kirchen annahm. Sie lagen fast immer auf den Knien, und man ahnte, daß diese demütige und stille Gebärde schon an sich Frömmigkeit bedeutete. Es wurde mir erzählt, daß in Sochatschew die meisten Frauen zweimal zur Kirche gingen, um zu beten.

Auf dem Wege nach Bultusl kam ich eines Sonntags in eine einfache Landkirche in dem kleinen Dorfe Winniza, und auch dort duftete die ganze Kirche nach Flieder; die Frauen brachten ihn in großen Büscheln, zusammen mit Sträußen aus Wiesensblumen, mit. Welch lebendigen und warmen Eindruck machen nicht diese Kirchenwände, die umgebungsvolle Hände mit aller Pracht und allem Duft des Sommers geschmückt haben. Am Eingang befand sich, eingemauert in die Wand, eine Kreuzrose aus Bronze, die jeder Besucher küßte, nachdem er sich mit Weihwasser bespritzt hatte; die kleinen Kinder aber, die nicht hinaufreichten, küßten die Steine darunter, und in verschiedenen

Höhen sah man abgenützte Flecke von ihren Lippen und den kleinen Fingern an den Stellen, wo sie sich vorbeugten und gegen die Wand stützten. Die Mädchen legten das Kopftuch zurecht und strichen die unbändigen Haarflechten glatt, bevor sie ihre Lippen auf das heilige Zeichen neigten. Drinnen in der Kirche klingen die Wechselgesänge zwischen männlichen und weiblichen Chören, die ein Vorsänger mitten in der Versammlung leitet. Gegen die Kirchenwand gelehnt und umgeben von ihren Knaben und Mädchen liegt eine Bauernfrau auf den Knien, die innerliche Andacht leuchtet aus ihren reinen Gesichtszügen, und ihre klare und sichere Stimme fällt eine Sekunde vor allen anderen in den Gesang ein. Der Mann ist nicht da, aber ihre Kopfbedeckung zeigt, daß sie nicht Witwe ist; er ist also im Felde. Man sieht viele von diesen maddonnenähnlichen, bleichen und feierlichen Gesichtern in den polnischen Kirchen, und es fällt einem besonders auf, daß die ganz oder fast ganz blonden Typen die gewöhnlichen sind. Am Tage darauf besuchte ich einen Kindergottesdienst in Prasnysch und zählte Dutzende von hellen Fleckchen an den Mädchen, die aus dem Katechismus keine Gedichte vom Schutzengel und der Jungfrau herfagten.

In Bultusl war die Kirche so voll, daß es unmöglich war, hineinzukommen. Der ganze Kirchhof mit seinen Wegen und Gräbern, ja, die Wege vor dem Kirchhof waren von stehenden Menschen bedeckt, die keinen Platz mehr bekommen hatten und jetzt ihren Rosenkranz beteten und in ihren Gesangbüchern lasen; viele hatten sich beim Chor niedergelassen, weil sie da wenigstens das entfernte Brausen des Gesanges hören und die Häupter im Takt mit der Orgelmusik wiegen konnten. Das war ergreifend. Und überall, wo das Automobil durch das Land fuhrte, waren die Wege voll von Kirchengängern, überall lagen Frauen, Kinder und Männer auf den Knien, überall stiegen Gesänge empor und duftete Flieder zu den Füßen der heiligen Jungfrau. Der 3. Mai, der neue Nationaltag, ist in ganz Polen auch in den Kirchen gefeiert worden, und im Chor wehte die Standarte: die früher verbolene rote Seidenfanbarie mit dem weißen polnischen Adler und der Aufschrift „Za Ojczyznę, Wolność i Lud!“ — für Vaterland, Freiheit und Volk, und die Standarte mit dem Bilde der Jungfrau Maria, Polens gekrönter Königin, der Herrscherin und Beschützerin des unglücklichen Landes, die in dem wunderbar schönen Gedichte Krasinskis „Der Psalm des guten Willens“ über die Mischtrage wandelt, um dem Allmächtigen die Bitte des polnischen Volkes vorzutragen:

Wir flehn dich an: erneure unser Leben
Und scheid' von der Spure des Herzens Korn.
O möchtest du des Guten Bestes geben,
Gott, eines guten Willens heißen Sporn.
Wenn nach der Zeiten Flucht von unfrem Bösen
Vosanen künden des Gerichts,
Dann gib uns, Gott, daß wir uns selbst erlösen
Durch heilige Tat zum Tage deines Lichts.

In diesem gewaltigen Pathos verschmelzen Religion und Vaterlandsliebe in eins: die ekstatische Andacht, die begeisterte Frömmigkeit, die einzigartige Begabung für das Feierliche, die für polnisches Wesen charakteristisch ist, sind ein Ausfluß des gleichen, reichen und unerschöpflichen Gefühlslebens, das während jahrhundertelanger Unterdrückung und unter den schrecklichsten Prüfungen den leidenschaftlichen und trohigen, heiligen und mystischen Gedanken von Polens Befreiung und Wiedergeburt genährt hat. Die tiefe Bewegung, die aus den Blüten der stehenden Scharen leuchtet, ist nicht nur mit dem Bekennernut der Uniat-Märtyrer verwandt, sondern auch mit der süßlichen Opferfreude der polnischen Legionen, die bereit sind, einer ewigen Idee zu dienen, die allen irdischen Wechselfällen und Veränderungen zum Trotz nie verloren gehen kann. In gleicher Weise schmelzen die patriotischen und religiösen Ideen in der messianischen Gedankenwelt zusammen, die von Polens größten Dichtern und Propheten, von Mickiewicz und Krasinski, erbaut wurde.